Wovon man nicht sprechen kann ... darüber muss man dichten!

Poetische Erkenntnisse über die Rede von Gott

Dr. Georg Langenhorst ist Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und für Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

Doch, die Sehnsucht kennen alle, die in Religionsunterricht, Verkündigung und Theologie tätig sind: verständlich von Gott reden zu können; diskursfähig zu sein in religiösen Gesprächen nach innen wie nach außen; andere zu befähigen, ihrerseits religiöse Sprache verantwortungsbewusst und lebensstärkend anwenden zu können.

Fremdsprache Religion?

Diesem Anspruch stehen freilich vielfältige Frustrationserfahrungen gegenüber, geronnen in religionspädagogisch fast schon klassisch zu nennende Klagelieder. Die religiöse Sprache stehe „unter dem Verdacht des Informationsverlusts" und einer „Immunisierungstaktik"; man beantworte „kirchlicherseits" Fragen, „die sich die Menschen so gar nicht stellen"; religiöse Sprache zeichne sich durch ihre „Erfahrungsferne und Formelhaftigkeit aus"; generell gäbe es eine „Abneigung gegenüber den schal gewordenen Vokabeln" wie „Demut", „Dienst" oder „Gehorsam"[1].

Ernüchternd: Diese Zitate sind mehr als 45 Jahre alt und stammen aus dem 1972 erschienenen Buch „Sprachprobleme im Religionsunterricht" von *Hans Zirker*. Situationsbeschreibungen von Religion in der Postmoderne bedienen sich bis in die Gegenwart hinein derartiger Aussagen und Kategorien. Der von Hans Zirker erhobene Befund hat sich – wie *Stefan Altmeyer* in seiner ausführlichen Studie zur „Fremdsprache Religion" differenziert aufzeigt – seitdem offensichtlich kaum verändert, höchstens verschärft in Bezug auf Reichweite und Allgemeingültigkeit. Die „Defizitdiagnose religiöser Sprache in ihrer Doppelstruktur aus Sprachverlust und Sprachlosigkeit" stellt demnach „so etwas wie eine kritische Konstante"[2] in religiösen Zustandsbeschreibungen unserer Epoche dar.

Mit der Analysekategorie *Sprachkrise* bleibt man jedoch, wie Altmeyer überzeugend zeigt, an der Oberfläche. Der Glaube daran, eine nur bessere, heutigere, gegenwartsnähere *Sprache* könne das Problem der Glaubensvermittlung, der Glaubensermöglichung lösen, hat sich als falsch erwiesen. Die Diagnose greift zu kurz. Sprache und Denken, Sprache und religiöse Vorstellungen, Sprache und Glaube sind viel zu eng ineinander verwoben, als dass man nur eine sprachliche Oberfläche verändern müsste, um einen immer gleich bleibenden Kern zugänglich zu machen. Es geht nicht um bloße Aktualisierung, nicht um eine angepasste, ästhetisch aufgehübschte Neuverpackung. Vielmehr haben wir es zu tun mit einer grundsätzlichen Ohnmachtsspirale religiöser Rede: Wie soll ich in Sprache fassen, was ich letztlich nicht verstehe? Wie soll ich verstehen, wofür ich letztlich keine Sprache habe? Diese Spirale ist nicht leicht aufzusprengen.

„Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache" (Silja Walter)

Eine Grenze des Verstandes hat sich seit Menschengedenken als unüberwindbar gezeigt. So alt die Idee ist, dass es Götter, dass es einen Gott gibt, so alt ist die schmerzhafte Einsicht, dass man ihn im Letzten nicht *verstehen* kann. Die menschliche Sprache stößt hier an ihre Grenzen. Und mit ihr die Möglichkeiten der rationalen Erfassbarkeit.

1) Zirker, Hans: Sprachprobleme im Religionsunterricht. Düsseldorf 1972, S. 17, 22, 21, 51, 80, 79.
2) Altmeyer, Stefan: Fremdsprache Religion? Sprachempirische Studien im Kontext religiöser Bildung. Stuttgart 2011, S. 15.

Am Osterglauben[3] wird diese Problematik besonders deutlich. In welcher Sprache kann man den Glauben daran schildern, dass Gott Jesus von Nazareth nicht im Tod gelassen, sondern ihn aus dem Tod erweckt hat? Kurt Marti (1921–2017), der Altmeister religiöser Lyrik, benennt die Einsicht messerscharf: Die „Sprache bekommt Ostern nicht in den Griff. Die theologischen Begriffe, mit denen wir operieren, strahlen zwar Schönheit aus, sind trotzdem aber nicht fähig, das seinerzeitige Ostergeschehen hinlänglich zu klären, geschweige denn zu erklären."[4]

Damit wird schon spürbar: Die Grenzen unserer Sprache erfahren gerade jene als besonders schmerzvoll, die mehr als alle anderen um das rechte Wort ringen: die Dichter. Von ihnen kann man wichtige Einsichten in die Chancen und Grenzen von Sprache lernen. Ein eindrückliches Beispiel kann das belegen. Gleich *sechs Schritte* im angemessenen Umgang mit der Sprache an der Grenze des Sagbaren lassen sich von einer außergewöhnlichen, religiös wie literarisch einzigartigen Lehrerin lernen, von der Ordensfrau Silja Walter (1919–2011).

DER GOTTESGLAUBE

Der Gottesglaube
sitzt in meinen Augen.
Zusammengerollt.
Ein Regenbogen,
zusammengerollt.
Falls die Nacht über dich
kommt,
sagt er.

Eingerollt sitzt er
im Dunkel
der Augenkapseln.
Die sind aber voll bis oben
von schwarzem Licht.

Zum Sprung bereit
sitzt er da,
falls die Nacht fällt
über dich,
sagt er.
Es eilt aber gar nicht
damit.

Mein Gott,
lass ihn nicht los
es eilt gar nicht.
Längst ist die Nacht da
und füllt mir die Augen bis oben
mit dir.

Walter, Silja: Gesamtausgabe Band 8: Lyrik. Redaktion Ulrike Wolitz.
© Paulusverlag Einsiedeln/Schweiz 2003, S. 204.

Sie war eine Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Literatur. Ihr Vater, streng katholisch, war ein erfolgreicher Verleger, Urtyp des Firmengründers in der industriellen Aufbruchszeit, ein Patriarch, Nationalrat, Offizier, Vater von neun Kindern. Das jüngste der Geschwister, der einzige Sohn Otto F. Walter (1928–1994), neun Jahre jünger als die Zweitälteste Silja, wurde Verlagslektor und erfolgreicher Romancier, brach aber völlig mit der Welt, für die der Vater stand: der Welt des Unternehmertums, der Bürgerlichkeit, des Katholizismus. Sie selbst, Silja, trat nach akademischer Ausbildung im Alter von 29 Jahren zur allgemeinen Überraschung in das kontemplative Benediktinerinnenkloster Fahr bei Zürich ein, wo sie bis zu ihrem Tod in monastischer Klausur lebte. Man hatte der außergewöhnlichen jungen Frau eine glänzende weltliche Karriere, einen Lebenslauf mit Strahlkraft in die Gesellschaft prophezeit. Sie wollte es anders. Als Ordensfrau Schwester Maria Hedwig verfasste sie weithin beachtete Lyrik, Oratorientexte und religiöse Spiele oder Erzählungen, um den

3) Vgl. hierzu ausführlich Langenhorst, Georg: Auferweckt ins Leben. Die Osterbotschaft neu entdeckt. Freiburg 2018.
4) Marti, Kurt: Gott im Diesseits. Versuche zu verstehen. Stuttgart 2005, S. 87.

Sinn klösterlich-kontemplativen Lebens in der heutigen Zeit zu verdeutlichen.

Für unsere Fragestellung zentral: Im Jahr 1982 führte Silja Walter ein Aufsehen erregendes Radio-Gespräch mit ihrem Bruder, aufgezeichnet bei ihr, im Kloster, ein Jahr später veröffentlicht unter dem Titel *Eine Insel finden*. Was für eine Konstellation: Hier sie, die in Klausur lebende dreiundsechzigjährige Ordensfrau; dort er, der jüngere Bruder, der Religion weitgehend entfremdet, sozialistisch-politisch engagiert, vom Leben desillusioniert, aber weiterhin kämpferisch aktiv im Einsatz für eine bessere Welt. Zwanzig Jahre lang hatten sie einander nicht gesehen. Zwei Welten, zwei unterschiedliche Lebenserfahrungen prallen aufeinander, verbunden durch die erinnerte geschwisterliche Sympathie und die gemeinsame Kindheitserfahrung, die beide jedoch völlig anders erlebt und in Erinnerung behalten haben. Die Themen des Gesprächs ergeben sich wie von selbst: das Elternhaus, die so eigenständig verlaufenden Lebenslinien, der Sinn des Schreibens, die unterschiedlichen Auffassungen über Religion, über das Christentum, über die konkret erfahrene Welt des Katholizismus.

Im Kern des Gesprächs aber geht es um die *Gottesfrage*: Silja Walter will dem Bruder ihre Welt, ihren Glauben, ihren Weg ins Kloster, ihr Leben dort, ihr Schreiben auf der Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem verständlich machen. Doch wie erklärt man religiöse Überzeugungen? Welche Sprache ist dafür geeignet? Es fallen Worte ehrlichen Ringens und Suchens. Silja Walter gesteht ganz offen: „Ich kann das Absolute nicht beschreiben. Und trotzdem. Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden. Nicht Begriffe, nein, vor allem nicht alte Begriffe. Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache. Ich bemühe mich vielmehr um das Finden von neuen Bildern, Symbolen. [...] Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Und unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich."[5]

In der Sprachschule Silja Walters

In diesen dichten Aussagen finden sich tiefe Einsichten in die *Grundbedingungen von religiöser* und darin auch theologischer *Sprache*, ausgespannt in einer ständigen Pendelbewegung zwischen einem optimistischen Betonen der Chancen und Möglichkeiten auf der einen, des Bedenkens der Grenzen und Hürden auf der anderen Seite. Folgen wir Silja Walters theologischer Sprachschule in sechs Schritten.

„Ich kann das Absolute nicht beschreiben."
Ausgangspunkt eines jeglichen Nachdenkens über den Versuch, den eigenen Gottesglauben in Sprache zu gießen, ist das Eingeständnis und Bewusstsein: Rational zutreffend, philosophisch stimmig, sachlogisch zwingend überzeugend von Gott zu reden, ist für Menschen unmöglich. Schon in der Bibel, erst Recht in der Theologie, auch in der Dichtung entzieht sich die Gottesrede einem jeglichen definitions- und analysebesessenen Zugriff. Was aber folgt aus dieser Einsicht? Gewiss kann man aus guten Gründen mit dem Philosophen *Ludwig Wittgenstein* zu dem Ergebnis kommen: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen!"[6] – das ist menschlich verständlich und für einen Philosophen eine redliche Option. Und viele Zeitgenossen folgen bewusst oder instinktiv dieser Option. Für die meisten *religiösen* Menschen ist diese Denkspur jedoch keine Alternative. Unser Weg führt uns weiter im Gefolge der Sprachschule Silja Walters.

„Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden."
Religiöse Menschen können gar nicht anders, als unverdrossen gegen diese Unfähigkeit, das Unbegreifliche zu beschreiben, anzudenken und zu sprechen. Von Gott zu reden ist für Gläubige nicht nur ein Herzensanliegen, sondern gemäß 1Petr 3,15 sogar eine Pflicht: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt." Völlig zurecht wird dieser Vers wieder und wieder zitiert. Von der hier eingeforderten Haltung aus begründet sich die Notwendigkeit nachvollziehbarer religiöser Sprache. Aber wie kann dieses Bemühen konkret aussehen?

5) Walter, Silja: Die Fähre legt sich hin am Strand : Ein Lesebuch, hrsg. von Klara Obermüller. Zürich/Hamburg 1999, S. 150f.
6) Wittgenstein, Ludwig: Logisch-philosophische Abhandlungen – Tractatus logico-philosophi-cus ([1]1922). Frankfurt 2001, S. 178.

„Nicht Begriffe, nein, vor allem nicht alte Begriffe. Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache."
Silja Walter ist sich sicher: Die alten oder neuen Katechismus-Sprüche helfen nicht weiter. Die morschen Vokabeln der kirchlichen Binnenverständigung haben ihre kommunikative Funktion weitgehend verloren. Alle Umfragen bestätigen nachdrücklich: Gerade die ererbten Klärungsversuche der Dogmatik sind Denkhilfen, die spätestens für viele Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts ihre Plausibilität verloren haben. *Verdrescht* ist diese Sprache, ein sprechendes Bild aus der früheren Praxis der Getreideernte: Da bleiben nur die spelzigen Hülsen übrig, das Korn selbst, die Frucht, der lebensspendende Inhalt ist verloren gegangen. Von (Sprach-)Hülsen aber kann niemand leben. Und jeglicher Versuch, die alten Hüllen erneut und künstlich mit den daraus gefallenen Früchten nachträglich wieder zu verbinden, ist unmöglich und völlig sinnlos. Es gibt kein Zurück. Da hilft nur eins:

„Ich bemühe mich vielmehr um das Finden von neuen Bildern, Symbolen."
Eine *neue* Sprache für den Gottesglauben zu finden, ist und bleibt nicht nur jeder Generation und Kultur aufgegeben, sondern jedem einzelnen Menschen. Nicht nur den Sprachkünstlern. Hier sind in besonderer Weise jene Menschen gefordert, die an den konkreten Lebensorten religiöser Praxis arbeiten: in Familien, Kindergärten, Schulen, Gemeinden, in der Erwachsenenbildung, an den Universitäten. Eine große Aufgabe. Sie macht das religionspädagogische Arbeiten immer wieder reizvoll, herausfordernd und produktiv. Wie schön wäre es, wenn wir mit Silja Walter bei einem so optimistischen Ausblick stehen bleiben könnten. Aber das Pendel ihrer religiösen Sprachlehre schwingt noch einmal in die Gegenrichtung.

„Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Und unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich."
Silja Walter nimmt uns mit hinein in den schmerzhaften Erkenntnisprozess des bleibenden Wissens um die Unzulänglichkeit jeglichen religiösen Denkens und Sprechens. Dieses Leiden unter den Grenzen des Recht-Redens von Gott: Schlimm, wenn gerade Theologinnen und Religionspädagogen, Religionslehrerinnen und Seelsorger dieses Gefühl *nicht* kennen oder nicht zulassen! Das Arbeiten an religiöser Sprache ist beides zugleich: reizvoll *und* frustrierend, produktiv *und* scheiternd. Diese Ambivalenz bleibt. Sie beendet das ausgedeutete Zitat aus dem Gespräch zwischen Bruder und Schwester. Aber damit ist der letzte Schritt gerade noch nicht begangen. Folgen wir Silja Walter auf die für sie abschließende Stufe.

In dem skizzierten Gespräch bleiben die noch so redlichen Bemühungen vergebens. Der Bruder, der Vertraute, der, dem sie sich selbst und ihren Gottesglauben verständlich machen will, versteht die Schwester nicht: „Ich sehe ihn nicht, ich sehe diesen Gott nicht"[7]. Ein letzter und entscheidender Schritt in der theologischen Sprachschule im Gefolge Silja Walters steht jedoch noch aus. „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen"? Silja Walter setzt diesem Diktum unbewusst eines entgegen, das ich – in meinen Worten – so benennen möchte: ‚*Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man dichten*'!

Das also ist die letzte Stufe der Sprachschule nach Silja Walter, die keine der fünf zuvor gegangenen hinter sich lässt, sondern voraussetzt: Was im mündlichen Austausch, im konkreten Dialog scheiterte, versucht sie im Gedicht. Als Reaktion auf das für sie unbefriedigende Gespräch ringt sich Silja Walter lyrische Texte ab; Verse, die an den Grenzen des Sagbaren nach dennoch verständlicher Gottesrede suchen. 1985 erscheint ihr gelungenster, sprachmächtigster, tiefster Gedichtband: *Feuertaube*, Untertitel *Für meinen Bruder*. Die Sprache der – in diesem Fall mystischen – Dichtung bietet einen eigenen Zugang zu letzten Wahrheiten. Allgemeiner formuliert: Wenn es eine Sprachform gibt, die den *Grundregeln der theologischen Gottesrede* entspricht, dann die der Poesie. Religiöse Rede ist eine Ver-Dichtung gegen die Grenzen der analogen Rede.

7) In: Walter, Silja: A.a.O., S. 161.

Analoge Rede – ernst genommen

Die Kirche selbst hat nämlich schon früh erkannt und (an der Grenze der Definitionsmöglichkeit) definiert, wie sie ihr *Reden von Gott* versteht. Sie hat dazu einen Lehrsatz entwickelt, der zu dem mystischen Sprachmittel des Paradoxons greift. Denn das ist schon paradox: Ein Lehrsatz definiert, dass etwas nicht zu definieren ist! So hat das vierte Laterankonzil im Jahr 1215 die Lehre von der *analogen Erkenntnis* formuliert: „Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre."[8]

Das heißt aber doch: Was immer unser (geschöpflicher) Verstand ausdenken mag über Gott (den Schöpfer); was immer unsere menschliche Sprache benennen mag im Blick auf *Gott*: Es ist immer mehr falsch als wahr! Stets ist die *Un*ähnlichkeit, das *Un*passende größer als das Ähnliche, Passende. Entscheidend: Diese Vorgabe begründet gerade nicht eine negative Theologie, die von Gott nur in der Verneinung redet. Im Gegenteil: Nur so können wir *Gott denken*! Nur so können wir von Gott reden! Und entscheidend: So *dürfen* wir von Gott denken und reden, denn eine andere Denkart und Sprache ist uns nun einmal nicht gegeben!

Der evangelische Pfarrer und Dichter Christian Lehnert weist darauf hin, dass die „poetische Sprache [...] in Bildern und Metaphern Räume erkundet, die noch nicht Sprache geworden sind". Gerade so hält sie die Spannung aufrecht „zwischen dem, was gesagt wird, und dem, was ich nicht sagen kann". Sie ist als Urform religiöser Rede eine „Suche nach Worten", „suchend, nicht erklärend [...], öffnend, nicht benennend"[9]. Der katholische Pfarrer und Dichter Andreas Knapp ergänzt: „Gott ist ein Wirkwort: Die Nennung seines Namens will uns nicht informieren, sondern erschüttern, beglücken, bekehren." Religiöse Rede ist im Kern nicht erklärend oder informierend, sie will etwas „bewirken"[10]. Die um diese Aspekte ergänzte Lehre von der Analogie ist also eine tatkräftige Ermunterung zur eigenen Sprachsuche geradewegs auf der Linie der Poetologie Silja Walters.

DEIN BLICK

Dein Blick baut
eine Brücke
in mein Gesicht
und verbrennt sie
was bleibt
ist Untergehen
in deinen Augen.

Walter, Silja: Gesamtausgabe Band 8: Lyrik. Redaktion Ulrike Wolitz. © Paulusverlag Einsiedeln/Schweiz 2003, S. 168.

Damit ist eine grundlegende Spur der sprachlichen Annäherung an Gott gelegt: Alles, was wir über Gott sagen können, unterliegt diesen sprachlichen und denkerischen Vorgaben. Es handelt sich um Annäherungen an etwas, das größer ist, als es unsere Sprache und unser Denken erfassen können. Dabei geht es nicht primär um bloße Information, sondern um den Versuch der Bewirkung: Wir sollen *erfasst* werden von der Glaubensbotschaft. Gerade wenn man die nachösterlichen Texte liest, spürt man diese Erfahrung. Wieder und wieder wird dort gegen die vermeintliche Unmöglichkeit aufbegehrt, die richtigen, die überzeugenden Worte zu finden – gespeist aus dem unstillbaren Verlangen und der selbst auferlegten Pflicht, eben genau so zu erzählen. Denn im Blick auf die Bibel und auf die Formen literarischer Rede ergänzen wir eine zweite Linie: *Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man erzählen*! Als Textgattung, in der „die Deutung aus dem Glauben unmittelbar einfließen" kann, in der es gelingt „das erzählte Geschehen in seiner Tiefe zu erfassen", bietet sich gerade die Erzählung als die zweite „sachgerechte Textgattung"[11] an, um letzte Glaubenswahrheiten in Sprache zu bringen, so der Neutestamentler Gerhard Lohfink.

Poesie und Narration – die Grundformen religiöser Rede

Zwei Traditionsströme fließen also ineinander: Poesie *und* Narration sind die angemessenen, die eigentlichen Sprachformen religiöser – und diese Religion reflektierender theologischer – Rede. Die ureigene „Rationalität des Glaubens"[12] ist *in ihnen* beheimatet, nicht in den späteren Sekundärformen von philosophisch-analytischer Zähmung, Strukturierung und Abstraktion. Kaum zufällig: Poesie und Narration sind auch die beiden Urgattungen der Bibel. Schon in der jüdischen wie christlichen

8) Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrmeinungen. Freiburg [43]2010, S. 337.
9) Lehnert, Christian: Glaube lässt sich nicht in Dogmen verfestigen : Gespräch. In: Herder Korrespondenz 6/2017, S. 19–23, hier: S. 19f.
10) Knapp, Andreas: Sucht neue Worte, das Wort zu verkünden : Gedanken und Gedichte aus dem Weg zu einer neuen religiösen Sprache. In: euangel. magazin für missionarische pastoral 1/2017, S. 1–13, hier: S. 11.
11) Lohfink, Gerhard: Der letzte Tag Jesu. Was bei der Passion wirklich geschah. Stuttgart 2009, S. 90.
12) Vgl. Langenhorst, Georg: Poetische Rationalität des Glaubens : Religionspädagogik angesichts der Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können. In: Religionspädagogische Beiträge 76 (2017), S. 28–36.

Urschrift selbst findet sich die Einsicht, dass man *so* von Gott sprechen kann. Vielleicht nicht ausschließlich, aber vorrangig. Ihrer bedienen sich nicht nur die biblischen Autoren, wenn sie von Gott, Auferweckung und der Hoffnung auf ein *ewiges Leben* schreiben, sondern auch die Mystiker und Dichterinnen bis in unsere Tage.

Was kennzeichnet die Identität einer Religion? Sie bildet vor allem eine *Erzählgemeinschaft*! In ihr werden die gleichen zentralen Geschichten erzählt, wieder und wieder. Von diesen Geschichten aus bestimmen sich Auslegungen, Glaubenssätze, die Formen der Frömmigkeitspraxis und die Anweisungen für das Leben untereinander. An ihren Erzählungen und deren immer wieder neu sich als wichtig erweisenden Deutungen erkennt man Gläubige. Christinnen und Christen sind Menschen, die sich die Geschichten um Jesus erzählen, von Generation zu Generation, die von diesen Geschichten aus ihr Leben deuten und gestalten.

Gottesrede im Modus des Möglichkeitssinns

Wenn es nun jedoch ein *Organ* der menschlichen Sensibilität für diese – von Erzählung und Poesie angesprochene – tiefenreligiösen Dimensionen gibt, dann ist dies der sogenannte *Möglichkeitssinn*. Dieser Begriff geht zurück auf den österreichischen Schriftsteller Robert Musil (1880-1942). Selbstverständlich, so Musil am Anfang seines 2000-Seiten Romans *Der Mann ohne Eigenschaften*, benötigen wir Menschen einen *Wirklichkeitssinn*, also das Gespür für Fakten, Tatsachen, Empirie. Gewiss, es braucht alle Stimulierungen, Anregungen, Förderungen und Schärfungen der Fähigkeit zu präziser Benennung und stimmiger Deutung der erhobenen Wahrnehmungen.

Das aber ist für Musil – genauso wie für unsere Argumentation – letztlich zweitrangig. Dieser erste zu fördernde *Sinn* ist nur Grundlage für das, was das Besondere von Literatur, aber analog betrachtet eben auch das Besondere von Religion ausmacht. Genau hier prägt Musil den hilfreichen Begriff des *Möglichkeitssinns*. Damit bezeichnet er die zentrale Fähigkeit, „alles, was ebenso gut sein könnte" wie das Bestehende, „zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist". Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich religiös gestalteter Begrifflichkeit – sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes" nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt"[13]. Gerade die Kraft von Visionen dessen, was sein *könnte*, zeichnet also den *Möglichkeitssinn* aus.

Von Gott zu reden – in Poesie und Narration – erfolgt ausschließlich im Modus des damit skizzierten *Möglichkeitssinns*. Von diesem Sinn aus entfaltet der Glaube seine Kraft, seine Wärmestrahlung, seine lebensverändernde Bedeutung. In der Hoffnung auf Gott lässt sich die Wirklichkeit tatsächlich „als Aufgabe und Erfindung" behandeln, von hier aus wird Unbändiges, „ein Feuer, ein Flug, ein Bauwillen" spürbar, der das Leben bis in die Grundfesten verändert. Von hier aus lässt sich das denken, was „ebenso gut sein könnte", vor allem aber: das, was besser sein könnte und müsste.[14] Was für eine wunderbare Aufgabe: Kindern und Jugendlichen – in all den Mühen alltäglicher Abschleifungen – den Zugang zu dieser Dimension zu erschließen.

13) Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1]1930–1943. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek 2001, S. 16.
14) Ebd.